

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Revolutionen lassen sich nicht aus dem Stegreif machen, wir erfahren dies heute nur zu sehr. Am eine Gesellschaft zu bekehren, um aus einer von langer Hand zur Knechtschaft erzogenen Menge eine intelligente, freie und gerechte Nation zu machen, dazu reichen politische Veränderungen nicht aus; sogar die Erziehung genügt nicht, dazu bedarf es einer Regeneration von Fleisch und Blut.

Pierre Proudhon.

### Frida Reimers Meineid.

Von Paul Dahms.

Als Friedrich Pehlke aus der Kreisstadt in das Dorf zurückgekehrt war, hatte er seine kleine Stube aufgesucht und noch lange über den gewaltigen Eindruck nachgedacht, den er in der Stadt auf dem Schwurgericht empfangen hatte.

Die Gedanken jagten wirr in seinem Kopfe hin und her und blieben immer an einem Namen hängen, an einem Mädchennamen: Frida Reimer. Das war ein Mädchen aus dem Dorfe, das auf der Anklagebank vor den Geschworenen wegen Meineids gestanden hatte. Das Dorf und die ganze Nachbarschaft war vorher voll des Geredes gewesen, denn der Straftat lag eine zwar alltägliche, doch immerhin heikle Angelegenheit zugrunde, die nun unter die Leute gekommen war.

In das kleine Dorf war seit Jahren regelmäßig wöchentlich ein junger Mann aus der Großstadt gekommen, um bei den Bauern Einkäufe zu machen. Auch bei den Großeltern der Frida Reimer — ihre Eltern waren schon tot — erstand er stets eine Kleinigkeit. Der Mann wußte allerlei schöne Sachen zu erzählen. Und wenn Frida Reimer in der Küche stand, behnte er die Gespräche besonders aus und blickte wohlgefällig auf das Mädchen.

So war es gekommen, daß Fünfroth ein ständiger Gast auf dem kleinen Gehöft wurde. Er hatte eine Eigenart, mit dem Mädchen umzugehen. Und er war auch, wie die Leute sagten, ein bildschöner Kerl mit krausem Haar und hatte so lustige Augen und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er ging immer aufs Ganze. Und als dieser Fünfroth einmal die Frida eine Wegstrecke begleiten durfte, da erzählte er so viel liebes und gutes und übermütiges Zeug, daß das sonst verschlossene Mädchen hell aufstachen mußte und selber gesprächig wurde. Sein seltsames bewegliches Wesen war auch so ganz anders als das schwerfällige Benehmen der Burschen aus dem Dorfe. Sie wußte selbst nicht, wie sie zu dem Urteil gekommen, daß der gutmütige Friedrich Pehlke im Vergleich mit diesem feinen hübschen Menschen doch ein Trottel sei. Zwar vertrieb sie diesen Gedanken recht schnell wieder aus ihrem Kopf, aber der Eindruck blieb doch nun einmal haften, obgleich der Bauernsohn Friedrich Pehlke längst ihr heimlich Versprochener war.

Als sie einmal allein mit Fünfroth in der Stube war, da konnte sie es nicht verhindern, daß er sie nahm und küßte. Seit jenem Augenblick wanderten ihre Gedanken vom Herrn Fünfroth zum Friedrich Pehlke und vom Friedrich Pehlke zurück zum Herrn Fünfroth und blieben dort schließlich haften.

Das Geplänkel zwischen den beiden aber nahm festere Formen an. Fünfroth sagte schon „Du“ zu dem Mädchen, und einmal hatte sie selber auch lachend mit einem „Du“ geantwortet.

In einem Sommerabend erwartete sie Fünfroth wieder draußen vor dem Hofeingang am Garten, hinter der Hecke. Da Fünfroth gehört hatte, daß Frida Reimer noch auf der Wirtschaft im Wiesengrund eine Bestellung auszurichten hatte, wollte er ein Stück mit ihr gehen.

Und sie kam und war ganz verwundert, daß Herr Fünfroth auf sie wartete. Er ging an ihrer Seite, lachte und scherzte und sang leise neckische Lieder, die Frida Reimer noch nie gehört hatte.

Die Luft war weich und warm. Und Frida ging es heiß über den Rücken, als Fünfroth versuchte, sie an sich zu ziehen. Sie sprachen lange kein Wort.

Er strich mit der Hand an ihrem Arm herunter und sagte leise: „Es ist so schön hier, Frida. Mit dir möchte ich heute die ganze Nacht durchlaufen.“ Fünfroth wurde stürmischer und Frida verwirrt. Und sie sagte plötzlich: „Ich muß gehen!“ Sie war über und über rot im Gesicht und drängte Fünfroth zurück.

Ueber dem Felde lag eine große Stille gebreitet.

Und Frida wurde sonderbar ums Herz.

Was war das nur für ein Mann! Fünfroth drängte das Mädchen nach den Weidenbüschen hinüber. Er sagte, es wäre noch Zeit und sie könnten einen Umweg machen. Und dann küßte er sie einmal über das andere Mal. Frida Reimer wehrte sich. „Lassen sie mich . . . Wie seh ich am Kopf aus!“

Sie wollte sich losreißen und schlug mit den Händen nach ihm. Er aber nahm sie mit beiden Armen und drückte ihren Kopf an seine Brust, daß sie nicht schreien konnte. Und es zeigte sich, daß er doch der Stärkere war! — — —

Am anderen Tage ging Frida Reimer mit einer Hacke unterm Arm auf das Feld. Friedrich Pehlke war der erste, dem sie begegnete und ihr frohen Tag bot. Das Mädchen wurde über und über rot, konnte ihm nicht in die Augen sehen, sagte kein Wort und lief plötzlich weiter. Dem Friedrich kam das Gebaren recht sonderbar vor. In seinem Kopf aber steckte auch schon ein bißchen Starrköpfigkeit. Darum lief er nicht hinterdrein, sondern ging seinen eigenen Weg.

Bald darauf begegnete Frida Reimer Spirows Minna, der man nachsagte, daß sie eine spitze Zunge habe.

„Frida, du wirst nu all bald auch eine feine Dame sein. Was wird bloß Pehlses Friedrich sagen.“

Frida Reimer glaubte, daß ihr das Blut aus dem Kopf herausbreche.

„Nu verstell dich auch nicht. Hast mich gar nicht im Wiesengrund gesehen, als du gestern abend bei den Weiden warst?“ Und sie lachte.

„Das läßt du,“ sagte ihr Frida Reimer wütend ins Gesicht.

„Ich kümmer mich auch nicht darum. Aber der Friedrich wird's später schon merken.“

„Daß mich . . .“, schrie das Mädchen und lief davon mit puterrottem Gesicht.

Am Abend lief Frida Reimer auf die Straße und wartete auf Friedrich Pehlke, der um diese Zeit vom Felde kam. Sie trat ihm entgegen. Er gab ihr die Hand und wunderte sich, daß sie ihn noch immer nicht wie sonst ansehen konnte.

„Was ist mit dir, Frida?“

Und nun heulte sie wieder und erzählte ihm alles. Er möge nichts Unrechtes denken. Sie habe keine Schuld. Sie hätte sich auch gewehrt. Aber der Fünfroth wäre grob geworden.

Ein lautes Schluchzen zitterte durch ihren Körper.

Frida Reimer bat, daß er nichts tun möge, der Fünfroth dürfe nie mehr wiederkommen, es solle alles vergessen sein.

„Das überlasse mir, Frida.“ Und dann gingen sie auseinander. Der Friedrich machte sich am andern Tage auf zum Vormund des Mädchens. Und der Vormund lief zu den Großeltern. Es stand fest, daß sie den Mann anzeigen mußten. Die Schande durften sie auf dem Mädchen nicht sitzen lassen.

Und sie machten beim Wachtmeister eine Anzeige. Frida Reimer wurde von ihm vorgeladen, wo ihre Aussage niedergeschrieben wurde. Es lag danach klar auf der Hand, daß dem Mädchen Gewalt angetan war. Dann bekam sie eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter in der Kreisstadt. Sie wiederholte dort ihre erste Aussage und legte den Eid ab.

Fünfroth wurde in Berlin festgenommen und nach der Kreisstadt in das Untersuchungsgefängnis übergeführt. Natürlich sagte er hier vor dem Untersuchungsrichter das Gegenteil. Und Frida

Reimer mußte wieder erscheinen. Sie blieb bei ihrer ersten Aussage. Und so ging das noch einige Zeit hin und her, bis gegen Fünfroth Anklage erhoben wurde. Er beteuerte indes immer und immer von neuem, sich nicht strafbar gemacht zu haben. Da kam der Untersuchungsrichter auf den Gedanken, die beiden einmal unverhofft gegenüberzustellen.

Frida Reimer mußte sich am Fenster im Geschäftszimmer des Gefängnisinspektors aufstellen. Der Untersuchungsrichter stand am Tisch. Als der ahnungslose Fünfroth aus seiner Zelle hereingeführt wurde und die Reimer plötzlich vor sich stehen sah, stutzte er. Reimer sagte ein Wort. Nachdem sie sich eine Weile in die Augen gesehen hatten, stieß der Gefangene in erregtem, vorwurfsvollem Ton die Worte heraus: „Frida! Warum muß ich hier sitzen?“

Und in Frida Reimers Gedächtnis tauchten plötzlich noch einmal die Geschehnisse jenes Abends auf und ein Zweifel löste sich in ihrem Innern los, als sie den heruntergekommenen Fünfroth vor sich sah, der nun ihr Mitleid erregte. Sie wußte nun selber nicht mehr, wie alles an dem schwülen Sommerabend gekommen war. Sie hatte sich wohl gewehrt . . . er war stärker gewesen . . . sie hatte nicht geschrien . . . vielleicht wären doch Leute gekommen . . . wenn . . .

Schluchzend brach Frida Reimer zusammen und erklärte, daß sie doch nichts mehr wissen könne . . .

Das Geständnis genügte dem Untersuchungsrichter, um die sofortige Freilassung Fünfroths verfügen zu können.

Aber das Gesetz ist unerbittlich, kennt keine Menschlichkeiten. Und so mußte sich auch Frida Reimer vor dem Schwurgericht verantworten, weil sie sich meißelnd gemacht hatte.

Es war eine lange Verhandlung, in der auch viele Zeugen aus dem Dorf vernommen wurden. Auch der verheiratete Fünfroth mußte über den Vorgang Zeugnis ablegen. Es war wohl auch begreiflich, daß er nun gegen das Mädchen keine Rücksicht nahm, denn er hatte drei Monate Untersuchungshaft verbüßen müssen. Er wurde gehässig und hohnvoll und machte ausfallende Bemerkungen gegen Frida Reimer. Aber gerade darum erschien die Tat bei den Geschworenen in anderem Lichte. Zwar pochte der Staatsanwalt auf das Gesetz, aber der Verteidiger streifte in seiner Rede alle Menschlichkeiten eines solchen Falles, schilderte den Widerstreit der Empfindungen in der jungen Mädchenbrust, als sie keinen anderen Ausweg wußte und ihrem Verprochenen das Geständnis machte, um sich ihm gegenüber rechtfertigen zu können. Menschlich betrachtet, habe sie auch niemals eine Unwahrheit gesagt, weil sie genau gewußt hätte, daß sie mit Fünfroth und mit sich selbst habe kämpfen müssen. Denn auch die Natur komme nie ohne Kampf zu ihrem Rechte.

Frida Reimer hielt beide Hände vor das Gesicht und schluchzte in einem Fort. Und die Leute aus dem Dorfe saßen und lauschten gespannt dem Wort des Verteidigers. Auch Friedrich Pehlke hielt den Atem an und blickte bald auf den Rechtsanwalt und bald auf Frida Reimer.

Und dann kam die große lange Pause. Die Geschworenen hatten sich zur Beratung zurückgezogen. Als sie wieder in den Saal zurückkehrten, blickten alle auf den Obmann, der mit lauter Stimme den Spruch der Geschworenen verkündete, daß die Angeklagte nicht schuldig sei.

Und das ganze Dorf erfuhr noch am selben Abend, daß Frida Reimer unschuldig sei.

Am andern Tage war sich auch Friedrich Pehlke im Klaren. Er ging zu den Großeltern des Mädchens und sprach nicht viel mit ihnen. Er wußte, was er der Frida schuldig war. Und dann kam auch das Mädchen herein. Der Großvater sagte, warum der Friedrich hier sei. Da antwortete das Mädchen schüchtern und leise: „Wenn du mich noch magst?“ Friedrich Pehlke aber ging zu ihr, streckte die Hand aus und sagte: „Es soll alles vergesen sein.“

## Die eigene Scholle.

Von Frieda Rudolph-Staub.

Der Arbeiter der Großstadt und auch der mittleren Städte weiß wenig von dem Segen der eigenen Scholle. Ihm bleibt die enge Wohnung, meist in hohen Häusern, und die dumpfe Arbeitsstätte. Da kann er wohl einen kurzen Blick werfen auf die lahlen Bäume, an denen er vorüberschreitet, und wenn er so etwas wie Ahnung von dem großen Walten in der Natur genießen will, sucht er sie am Sonntag im Stadtpark auf, am Fluß oder im nächstliegenden Walde, wo überall die Warnungstafeln hängen, daß er sich ja nicht erlaube, der Natur zu nahe zu kommen. Im Stadtpark kostet ja jeder Grashalm unflätliche Mühe und Wartung und daher viel Geld, und ohne sorgsamste Pflege legt er sich in die Erde zurück.

Wir schaffendes Volk sind es ja gewohnt, das Stiefkind der menschlichen Gesellschaft zu sein. Kaum daß das Dach über unserem Haupte auch nur einigermaßen ausreichend ist. Heimat Erde selbst

unser eigen zu nennen; wech idealer Wahnsinn! Aber draußen in fremde Erde verbissen das Blut hingeben um Güter, die wir nie besaßen, dazu waren wir schaffendes Volk gerade recht.

Bis die Not kam und jedes Gächchen ausgenüßt wurde, den fehlenden Kohl, die knappen Kartoffeln zu pflanzen. Da teilte man brachliegendes Gelände auf, freie Baustellen, Unratstufen und Schutthalde, und sieh, die Müdegearbeiteten griffen freudig zu. Da wuchsen aus Wüsteneien und Sandgruben keine Paradiese, und bei krummem Rücken richteten sich die verdrießlichen Herzen auf, und es leuchtete wieder in den abgehärmten Gesichtern. Troh dem es heiße Mühe kostete, die Flecken Erde der Bepflanzung nutzbar zu machen. Bis nur die vielen Steine ausgegraben waren. Oder die ewig wuchernde Quecke vertilgt, die mit ihrer Kleppigkeit manchmal das Resultat vielfältiger Mühe eigensinnig zudeckte und zu ersticken drohte. Und doch wuchs die Freude mit der Arbeit.

Denn jeder Handgriff barg schon seinen Lohn in sich. Hier erlebte der Mensch ganz den Segen seiner Hände Arbeit. Hier wurde ihm nicht nach hartem Werk ein viel zu geringes Entgelt in die Hand gedrückt, nein, hier gab ihm Natur den vollen Wert seines Fleisches und Schweißes zurück. Das allein ließ ihn immer wieder freudig zugreifen, das allein erfüllte ihn mit dem Glück innerster Befriedigung, das gab seinem Leben Sinn und Freude. Und dies alles noch auf geliebener Scholle! Wirklich, Mann des Volkes, du bist bescheiden. Dir muß eine glückliche Zeit kommen.

Das ist der Fluch, den der Kapitalismus über dich gebracht, daß er dich losriß von der Scholle, dich zur Maschine gemacht hat, die auch wie oft später bei Landarbeiten versagte. Weil die einseitige Fabrikarbeit dich ausgedörrt. Weil die dumpfe Luft die edelsten Reime deines Körpers fraß und deine Muskeln schlapp machte. Weil vor allem dein geringes Einkommen der größte Feind deiner körperlichen Kräfte wurde. Es war eine schlechte Wirtschaftsordnung, die die großen Massen so gänzlich jeden Eigenlandes beraubte.

Nur wenigen ist so ein Stück Erdenseggen beschieden. Die Stadtverwaltungen sollten viel mehr Land zur Verfügung stellen; denn eigentlich sollte dies unser erstes und heiligstes Recht sein: ein Stück unseres Heimatlandes unser eigen zu nennen, darauf zu wohnen und zu leben, und um unseren Kindern ein wirkliches Heim zu bieten, auf daß sie ihr Kinderglück nicht auf der Straße und in den Kinos zu suchen brauchen. Auf daß sie nicht darben und an Leib und Seele Schaden nehmen.

Nichts kann uns aus der schweren Demoralisierung retten als Rückkehr zur Natur. Wenn wir irgendwo gesund werden können, so nur an ihrem Herzen. Sie wird unser Leben vertiefen, uns reine Freude genießen lernen. In dumpfen Winkeln, in sonnentosen Kästen kann Wohlfahrt und Sitte nicht gedeihen. Stinkige Böcher sind Brutstätten von allerlei Ungeziefer. Wir aber wollen nicht untergehen, nein, stark uns erheben aus all dem Jammer des erlebten Wahnsinns. Wollen wir doch wieder vorausschreiten und den anderen zeigen, wech tiefe Kraft in uns wurzelt!

## Vöglein!

Armes kleines Mädchen im goldenen Käfig Warenhaus. Gefangen. Auf dem großen Steinast der Treppen und Gänge und Hallen. Und rings die Gitterfenster. Häßliche Perlen. Du bist inmitten der Waren und dem unstillen Fluß fremder Menschen. Armes kleines Vöglein, warum hat man dich gefangen?

Weil du so schön bist?

Stattetest noch gestern froh und bunt durchs Jugendhelm, daß es eine Lu war, mit den Kameraden zu tanzen.

Talala!

Aber warte — hübsch bist du.

Fein und feinst.

So schöne Augen!

Und dein Haarkranz über der Stirn, der ist so braun, so braun.

So licht das Kleid, es leuchtet und strömt.

Rein und weiß.

Das ist tröstend. Und das: bei Rosinen und Mandeln — sagst du?

Die sind so süße.

Hin und Her.

Rosinen und Mandeln!

Da werde ich lustig.

Du kicherst?

Nein ja, morgen ist Sonntag, da bist du frei, und ich nehme dich jubelnd bei der Hand, tanze mit dir.

Tanze — tanze — tanze!

Lache und spreche, erzähle und singe das Lied vom befreiten Vöglein in den Sonntagabend hinein.

Gelt?

Alfred Frißche.

# Die neue Zeit.

Von Walter Schenk.

Ich komme nicht, von schwarzem Sturm getragen  
Und nicht auf eines Blüthes gold'nen Schwingen;  
Meint ihr, ich würd' aus blutiger Tat entspringen?  
Ich wüchs empor aus weniger Stunden Wagen?

Ich komme nicht wie jähes Wetterschlagen,  
Nicht werd' ich plötzlich euch Erlösung bringen,  
Auch kröne ich mit Ruhm nicht euer Ringen;  
Mein Sieg ist nicht ein jähes Sonnenlagen . . .

Ihr könnt mich nicht im Sehnsuchtsdrang ersagen —  
Mühevollern Wirken wird der Sieg gelingen,  
Ein Sieg nach vielen, blutigen Niederlagen . . .

Ihr sollt das größte, kühnste Werk vollbringen —  
Drum dürst ihr nicht der harten Mühe klagen  
Und müßt gar oft genug euch selbst bezwingen.

## Jacqueline und Miraut.

Von Anatole France.

Autorisierte Uebersetzung von Beatrice Saks.

Jacqueline und Miraut sind alte Freunde. Jacqueline ist ein kleines Mädchen, und Miraut ist ein großer Hund.

Sie stammen aus derselben Welt, sie sind alle beide vom Lande; daher ihre innige Vertraulichkeit. Seit wann kennen sie sich? Sie wissen es nicht mehr; das geht über das Erinnerungsvermögen eines Hundes und eines kleinen Mädchens hinaus. Außerdem brauchen sie es nicht zu wissen, sie haben weder Lust noch Bedürfnis, es zu wissen. Sie haben nur die Vorstellung, daß sie sich seit sehr langer Zeit, seit dem Anfang aller Dinge, kennen, denn sie vermögen sich alle beide nicht vorzustellen, daß die Welt vor ihnen existiert hat. Die Welt, wie sie von ihnen aufgefaßt wird, ist jung, einfach und naiv wie sie. Jacqueline steht in ihrem Mittelpunkt Miraut, und Miraut Jacqueline. Jacqueline macht sich von Miraut eine schöne Vorstellung, aber die läßt sich nicht ausdrücken. Worte können Jacquelines Denken nicht wiedergeben, sie sind zu plump dafür! Und was nun Mirauts Denken anbelangt, so ist es zweifellos ein gutes und gerechtes Denken, aber unglücklicherweise kennt man es nicht. Miraut spricht nicht, er sagt nicht, was er denkt, und er weiß es selbst nicht genau.

Sicherlich besitzt er Intelligenz, aber aus allerhand Gründen ist seine Intelligenz verborgen geblieben. Miraut träumt jede Nacht: er sieht im Schlaf Hunde wie sich, kleine Mädchen wie Jacqueline, und dann sieht er noch Bettler. Er sieht heitere und traurige Dinge.

Darum bellt und knurrt er im Schlaf. Das sind nur Träume und Illusionen, aber Miraut unterscheidet sie nicht von der Wirklichkeit. In seinem Hirn brodeln das, was er im Traum, und das, was er im Wachen sieht, durcheinander, und diese Vermengung hindert ihn, viele Dinge zu begreifen, die von den Menschen begriffen werden. Und dann hat er, da er ein Hund ist, Hundeeiden. Und warum sollen wir die Hundeeiden besser verstehen als die Hunde die Menschenideen? Aber Hund und Mensch können sich immer miteinander verständigen, weil die Hunde einige Menschenideen und die Menschen einige Hundeeiden haben. Das genügt, um eine Freundschaft herzustellen. So sind Jacqueline und Miraut sehr gute Freunde.

Miraut ist viel größer und viel stärker als Jacqueline. Wenn er seine Vorderpfoten auf ihre Schultern legt, überragt er sie mit Kopf und Brust. Er könnte Jacqueline in drei Hapen verschlingen; aber er weiß, er fühlt, daß eine Kraft in ihr ruht, die, wenn zwar klein, aber doch kostbar ist. Er bewundert, wie sie spielen und sprechen kann. Er liebt sie, er leckt sie aus Sympathie.

Jacqueline wiederum findet Miraut bewundernswert. Sie sieht, daß er stark ist, und sie bewundert seine Stärke. Sonst wäre sie auch kein kleines Mädchen. Sie sieht, daß er gut ist, und sie liebt seine Güte. O ja, der Güte begegnet man gern!

Jacqueline hegt für Miraut ein Gefühl von Hochachtung. Sie beobachtet, daß er viele Geheimnisse kennt, die ihr fremd sind, und daß der dunkle Genius der Erde in ihm steckt. Sie hält ihn für riesengroß, ernst und sanft. Sie verehrt ihn wie in früheren Zeiten unter anderem Himmel die Menschen ungehobelte zottige Götter verehrten.

Aber plötzlich wird sie überrascht, verwirrt, erschaut. Sie hat ihren alten Genius der Erde, ihren zottigen Gott Miraut an einer langen Kette gesehen, die um einen Baum dicht am Brunnenrand gebunden ist. Sie betrachtet ihn, sie zögert, Miraut blickt sie mit seinem schönen, ehrlichen Auge an. Er ist weder überrascht noch böse, daß er an der Kette ist; er liebt seine Herren, und da er nicht weiß, daß er ein Genius der Erde und ein Gott in einem zottigen

Zell ist, trägt er seine Kette und sein Halsband ohne Jorn. Jacqueline hingegen magt nicht einen Schritt weiterzugehen. Sie kann nicht begreifen, daß ihr göttlicher und geheimnisvoller Freund Sklave sei, und dunkle Traurigkeit durchzieht ihre kleine Seele.

## Sprachgeschichtliches vom Streik.

Schlagworte werden sehr leicht im Gebrauch abgeschliffen und alltäglich gemacht, und doch spiegeln sie in einem winzigen Brennpunkt sehr deutlich geschichtliche Entwicklungen wieder. Deshalb hat sich auch die Wortforschung besonders mit der Entstehung und Herkunft der Schlagworte beschäftigt und aus ihnen wertvolle Aufschlüsse über die Kulturgeschichte erfahren. Uns ist heute das Wort Streik zu einer völlig geläufigen Bezeichnung geworden, und leider gehört ja auch der Vorgang, den es bezeichnet, heute zu den alltäglichen Erscheinungen. Dabei war das Wort noch vor einem halben Jahrhundert in der deutschen Sprache eine läbliche Neubildung, und noch lange hatte man das deutliche Gefühl, das wir auch verloren haben, ein Fremdwort zu gebrauchen. Das Wort konnte sich ja erst einbürgern, als die Sache auftrat, und das war erst möglich in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Waren doch die Arbeitseinstellungen, die im Mittelalter nicht selten vorgekommen waren, bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts streng verboten und in den meisten Ländern kaum bekannt. Die Koalitionsfreiheit wurde erst seit 1864 allmählich gewährt. Nur in England bestand sie schon seit 1824, und dort ist denn auch mit den ersten großen Ausfallsbewegungen das Wort „strike“ aufgefunden. Auch in dem freien Amerika taucht mit den Lohnbewegungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Wort auf.

In Deutschland hat es sich im Zusammenhang mit den sozialen Kämpfen nur langsam Raum geschaffen. Als ersten Beleg für das Vorkommen des Wortes in unserer Sprache führt R. M. Meyer in seinen „400 Schlagworten“ einen 1858 in dem Hamburger Jahrbuch „Leut“ veröffentlichten Brief aus New York vom 16. November 1858 an, in dem das Wort als ein damals ganz unverständlicher Ausdruck erklärt wird. „Einst machte sein Orchester, d. h. es weigerte sich, weiterzuspielden, wenn ihm nicht eine erhöhte Gage bewilligt würde.“ Otto Bähr schreibt in seiner berühmten Kulturgeschichtlichen Darstellung „Aus einer kleinen Stadt“: „Das Wort „Strike“ ist mit der Sache, die es bezeichnet, erst seit etwa zwanzig Jahren in Deutschland heimisch geworden.“ Da Bährs Buch 1884 erschien, so würde die Einbürgerung des Wortes etwa um 1864 begonnen haben.

Wie ungewöhnlich der Ausdruck damals war, geht aus einem Satz in Heinrich Laubes um 1890 verfaßten „Erinnerungen“ hervor. Er erwähnt bei der Schilderung seiner Flucht aus Berlin vom Jahre 1835 das Waldenburger Kohlenrevier, das „damals noch nicht abnen ließ, daß ein „Strike“ hier aufsteigen und soziale Probleme durch Hunger und Kummer in Rede und Tat bringen werde — Probleme, welche unserem damaligen Liberalismus noch ganz fremd waren“. 1866 erschien der erste große Roman, der sich mit der Arbeiterbewegung beschäftigte und die Persönlichkeit Lassalles in den Mittelpunkt seiner Handlung stellte: Spielhagens „In Reich und Lied“. Von Arbeitseinstellungen ist hier viel die Rede. Dies Wort war ja seit 1848 in Aufnahme gekommen, wie z. B. die Berliner Buchdruckergehilfen durch Maueranschläge mitteilten: „Die sämtlichen Buchdruckergehilfen Berlins sehen sich in die traurige Notwendigkeit verlegt, die Anzeige machen zu müssen, daß sie ihre Arbeit eingestellt haben.“ In Spielhagens „In Reich und Lied“ wird bereits einigemale das Wort „Arbeiterstrike“ genannt, aber nur in den theoretischen Gesprächen und stets als ein ungewöhnlicher Ausdruck. Noch ein Jahrzehnt später verwendet es Spielhagen in seinem Roman „Sturmflut“ mit dem Gleichklang „Stride“ und „Strife“, ein Beweis, wie wenig man sich noch mit der englischen Aussprache des Fremdwortes befreundet hatte.

Aus den Reden Bismarcks läßt sich deutlich nachweisen, wie sich das Wort allmählich einbürgert. In einer Rede vom Jahre 1878 hält es Bismarck noch für notwendig, die Anwendung des Wortes im Gleichnis zu entschuldigen. „Wir konnten sehr leicht zu einer Abstimmung kommen,“ sagt er, „der gegenüber die Regierungen — lassen Sie mich einen vulgären Ausdruck gebrauchen — Streik gemacht hätten“. 1882 leitet er die Verwendung des Wortes noch durch ein „gewissermaßen“ ein, und erst später wird es von ihm ganz geläufig gebraucht. Damals in den 80er Jahren war mit der zunehmenden Häufigkeit der Arbeitseinstellungen auch das Fremdwort in die deutsche Sprache übergegangen. 1880 erscheint eine „Geschichte des Strikes“ von Roslojchny, und bald darauf wird das Wort auch deutsch „Streik“ geschrieben.

## Lenz.

Brauner Erde warmer Hauch,  
Der du junge Sproßkraft trägst  
Und den armen stummen Strauch  
Wunderbar mit Flaum beschlägst,  
Hauch mich an mit deinem Blust,  
Daß ich neu gesegnet werde  
Und aus lauter, klarer Brust  
Singe von dem Glanz der Erde.

Ludwig Finsch

**Verjüngungsmittel.** Der Wunsch der Verjüngung und Lebensverlängerung, der in letzter Zeit durch die Steinachse Methode und verschiedene andere Versuche neu belebt worden ist, wohnt im Menschen, soweit wir zurückblicken können. Nicht nur Ärzte und Naturforscher, sondern auch Priester und Philosophen, Wundertäter und Quacksalber haben sich mit dieser Frage aufs eifrigste beschäftigt, und die Vorschriften sind zahllos, die eine Verlängerung des Lebens, ein Hinausschieben des Alters versprechen. In einer inhaltsreichen Abhandlung „Ueber Altern und Verjüngung“ in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ empfiehlt Dr. Viet eine Beschäftigung mit diesem ungeheuren Gebiet allen denen, die das menschliche Leben von der ergößlichen Seite ansehen möchten.

In die Statistik darf man sich nicht wenden, wenn man für die Möglichkeit einer Lebensverlängerung sichere Anhaltspunkte gewinnen will. Wir erfahren daraus, daß das Lebensalter des Menschen immer das gleiche gewesen ist, soweit wir zurückblicken. Auch heute noch gibt es vereinzelt Menschen, die 100, 120, ja 150 Jahre alt werden. Diesen nüchternen Zahlenreihen entnimmt nun jeder, was ihm gerade gutdünkt. Der Feind des Alkohols findet, daß nüchterne Leute am längsten leben. Aber wieviele Trinker haben ein hohes Alter erreicht. Ähnlich ist es mit anderen Genussmitteln. Ehefreunde und besonders Frauen behaupten, die Ehe sei das beste Mittel der Lebensverlängerung und Lebensverjüngung. Alle Männer, die ein hohes Lebensalter erreichten, waren verheiratet, oft vielfach verheiratet. So heiratete z. B. der Franzose de Longueville, der 110 Jahre alt wurde, mit 99 Jahren zum zehnten Male und wurde mit 101 Jahren Vater. Anhänger des Junggesellentums aber weisen darauf hin, daß gerade die im Zölibat lebenden katholischen Priester durchschnittlich mit das höchste Lebensalter erreichten. Viele, die ungewöhnlich alt werden, schreiben dies einer bestimmten Lebensweise zu. Wenn wir aber genauer hinschauen, was alles da verjüngend wirken soll, so sind es die verschiedenartigsten und gegenwärtigsten Dinge. Der eine lebt vegetarisch und trägt Jägerhemden, der andere hält Fleisch für das beste Nahrungsmittel, dieser meidet Alkohol und Tabak, jener sieht in diesen beiden Sorgenbrechern Lebensverlängerer. „Als ich mich einige Monate in Amerika aufhielt,“ erzählt der Verfasser zum Schluß, „machte gerade ein Verjüngungsmittel großes Aufsehen, das ein findiger Mann in Chicago vertrieb. Er fing vom Dache seines Hauses den Sonnenschein in Flaschen auf und verkaufte ihn, 1 Dollar die Flasche. Der Mann machte glänzende Geschäfte. Und ich bin Kezer genug, zu glauben, daß dieser vernünftige Schwindler mehr Menschen geholfen hat, als viele in pharmazeutischen Fabriken hergestellte hochwissenschaftliche Medikamente.“

**Der Sternenhimmel.** Ueber dem Westhorizont erscheint, wenn die Sonne versunken ist, der Abendstern, Venus, daneben Mars. Bald nach der Monatsmitte jedoch verschwindet das schöne Bild. Venus tritt an den Morgenhimmel über, und auch Mars ist Ende April nur noch ganz kurze Zeit abends am hellen Untergangshorizont zu finden. Herrschend erscheint schon in der hellen Dämmerung Jupiter hoch im SSO; Sirius und Orion sind gerade noch am Südwestrande des Sehfeldes untergehend auffindbar. Hoch im Westen leuchtet Kapella auf; im Osten Arktur. Wenn es dunkler wird, kommen nahe dem Scheitelpunkt die Sterne des Himmelswagens hervor, und links von Jupiter wird Saturn sichtbar. — Am Osthimmel strahlt das aus drei Sternen des Bootes und dem Hauptstern der Krone, Gemma, zusammengesetzte Bismarckwappen; links davon kommt Herkules heraus, rechts Jungfrau, Rabe und Becher. Am tiefen Nordosthimmel kommt Wega heraus.

Abends 10 Uhr glänzt als hellster Stern in südlicher Himmels Höhe der Planet Jupiter, in seiner Nachbarhaft links Saturn, rechts Regulus. Beim Scheitelpunkt steht der Himmelswagen. Die Deichsel weist auf Arktur, den gelben Hauptstern des Bootes; in der Verlängerung des verbindenden Bogens finden wir die weiße Spika. Die winterlichen Bilder des Orion und des Großen Hundes sind im Westen versunken. Wir finden hier noch Procyon und die Zwillinge Kastor und Pollux, sowie Kapella am Himmel. Sehen wir von der letzteren nach rechts, nordwärts, in halber Himmelshöhe weiter, so begegnen wir nacheinander Perseus, Kassiopeia und Kepheus. Zwischen diesem und dem Himmelswagen stehen die Sterne des Kleinen Bären. Ueber dem Nordosthimmel sind Deneb und Wega zu finden. Das Sternviereck über dem zuletzt genannten Stern ist das Haupt des Drachen, der seinen Schlangenkörper in großer Wendung zum Kepheus, dann zwischen die Bärengestirne streckt. Im Südosten steht die Wage, am Südhimmel der lange Sternzug der Wasserschlange, darüber Rabe und Becher.

Am 22. April ereignet sich eine totale Mondfinsternis, die jedoch in Europa nicht beobachtet werden kann.

## Naturwissenschaft

**Vogelstimmen im Volksmunde.** Wie tief das Vogelleben wurzelt in der Seele des Volkes, erklärt uns keine Tatsache besser als die unzähligen Deutungen, die der Volksmund den verschiedensten Vogelstimmen gegeben. Eine anmutige Zusammenstellung derartiger Uebersetzungen der Vogelrufe in die menschliche Sprache bietet Richard Gerlach in der „Ornithologischen Monatschrift“.

Das Nachtigallentied hat vor allen anderen zahlreiche sprachliche Versinnbildlichungen erfahren. So erzählt man in Westfalen, die Nachtigall sei eine verwünschte Schäflerin. Sie behandelte ihren Bräutigam, einen Schärer, schlecht und ließ ihn bis spät in die Nacht hinein ihre und seine Schafe treiben. Lange schon hatte sie ihm die Ehe versprochen, aber nie hielt sie Wort, bis der Schärer einmal in Unmut ausrief: „Ich wünsche, daß du bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könntest!“ So ist's denn auch gekommen, die Nachtigall schläft auch bei Nacht nicht und singt ihr Klageged: „Is Tid, ist Tid — to wiet, to wiet — Trizy, Trizy, Trizy — to Bucht, to Bucht!“ Der Ruf „to Bucht“ ist der gewöhnliche Schäferruf, wenn der Hund die Schafe in Bogen treiben soll. Darauf pfeift sie noch dreimal und schweigt dann.

In Mecklenburg ruft die verwünschte Nachtigall als Schäferin: „David, David, David, drief, drief, drief, to Bucht, to Bucht, to Bucht!“ Den Goldammer ruf deutet man in Niederdeutschland so: „O wie hew id di doch so lew“; im Herbst singt er: „Buer lat mi in din Schür!“ Andere Auslegungen für den Goldammer ruf sind: „Ist, Ist, Ist noch viel zu früh“ und „wenn ich 'ne Stachel hätt, wollt' ich mit schnitt“. Der Ruf des Pirols wird sehr schön wiedergegeben durch unseren „Vogel Bälto“. In Niederdeutschland ist der Pirol ein niedlicher Zecher: „Pfungten Bier hol'n, auslaufen, mehr hol'n“ ruft er um Pfungten den Leuten zu. Aber er kann auch sehr grob werden: „Hast du gesopen, so betahl ok“.

Der Koblmeisenruf wird so gedeutet: „Stz ich hoch, so stid den Pelz.“ Damit es ähnlich klinge, muß man freilich die richtige Betonung und die verschiedene Höhe der Töne mit in den Satz hereinlegen, was mehr oder minder bei allen Nachahmungen natürlich geschehen muß. Ein esthnisches Schwabenlied lautet: „Witt, witt, dewelid, schlag den Wehstuh in Stück, zi, zi zehr, schlug mich selbst so schwer, biwist, biwist, und mein Kind ermordet ist.“ Aus diesem Liedchen kann man sogar die Art, die gemeint ist, feststellen; es ist nämlich der Gesang der Rauchschnalbe (*Hirundo rustica* L.), der sehr niedlich nachgeahmt ist, die Hausschnalbe (*Nelichon urbica* L.) singt ganz anders.

Die Stimme der *Bachstelze* ist in folgender fettischen Sage gut wiedergegeben: die *Bachstelze* beobachtete einen alten Bauern beim Pflügen, ob er vielleicht etwas singen werde. Doch alle Leute schweigen lieber. Aber eins fiel ihr auf, ab und zu zog das Pferd stärker an, dann schwankte der kraftlose Alte nach vorne, und der Pflug knirschte, weil er sich an den Steinen rieb. Das prägte sich die *Bachstelze* ein, und noch heute wippt sie beim Laufen hin und her und ruft zuweilen: „tschwi, tschwi!“ oder „zits! zits!“

Den bekannten *Bachtelruf* hält der Bauer für eine Anforderung zur Arbeit: „Büd' den Rüd', büd' den Rüd'!“

## Aus der Praxis

**Der Garten im April.** Im Obstgarten ist die Schädlingsbekämpfung mit größtem Nachdruck vorzunehmen. Kurz vor Beginn des Triebes werden die Bäume mit Obstbaumarbolineum gegen die tierischen Schädlinge und mit Schwefelkalkbrühe oder Kupferkalkbrühe gegen die Pilzschädlinge bespritzt; gegen den amerikanischen Stachelboermeltau benutzt man nur Schwefelkalkbrühe und gegen den Apfelwickler Ende des Monats oder Anfang Mai Arsenlösungen, wie z. B. das Urania-Grün. Pfirsiche und Aprikosen, die am zeitigsten blühen, sind vor und nach der Blüte bei drohendem Frost zu schützen. Wo der Wein im Herbst niedergelegt worden war, befreit man ihn von der Winterdecke, läßt die Reben aber noch längere Zeit am Boden liegen. Ältere Bäume können noch umgepfropft werden.

Die Erdbeerbeete sind für flüssigen Dünger und eine neue Mistdecke sehr dankbar. Im Gemüsegarten wird jetzt gesät und gepflanzt. Wir säen: Erbsen, Salat, Petersilie, Radieschen usw. ins freie Land. Vorgekeimte Erbsen werden nach dem Pflanzen sofort angehäufelt, von anderen macht man Fotgesaaten. Die Frühsorten von Wirsing, Weiskraut, Kohlrabi und Blumenkohl werden baldigst angepflanzt, die Setzlinge dazu muß man sich kaufen. Die Spätsorten zieht man sich selbst heran und kann den Samen jetzt auf geschäftigen Beeten aus säen. Ebenso sät man Rotkraut, Rosenkohl, Mangold und rote Rüben aus. Frühkartoffeln soll man nicht vergessen. Die Mistbeete sind nach Bedarf zu lüften, bei gutem Wetter nimmt man die Fenster tagsüber auch ganz ab.

**Der Kleinfleischer.** Pel den Hennen, die jetzt eifrig legen, sovie man für reichlichen Futterwechsel. Es gibt wieder frisches Grün, Regenwürmer, Kerbtiere usw.; gekochene Eierschalen, Kalk, Brit usw. Sollen nicht fehlen. Manche Hühner brüten bereits. Da heißt es Geden haben, desgleichen beim Ausschlüpfen der Küken. Diese können ein bis zwei Tage ohne Futter bleiben. Bei warmem Wetter dürfen sie bald ins Freie, anfangs selbstverständlich nur auf kürzere Zeit. Da die Enten oft unzuverlässig brüten, gibt man ihre Eier am besten einer Glucke. Die Ruhtauben, vor allem die Feldflüchter, finden reichlich Futter, so daß die Jungen stets volle Kröpfe haben. Es genügt deshalb, nur am Abend zu füttern. In den Ställen ist auf größte Reinlichkeit zu achten, damit kein Ungeziefer aufkommt. Der Kaninchenzüchter hat jetzt die besten Würfe zu erwarten, weshalb alle Hännchen, soweit sie paarungsfähig sind, gedeckt werden sollen. Anfangs sei man mit Grünfütter vorzüglich und gebe vorher stets eine Handvoll Heu. Rasses Futter ist besonders schädlich, da es oft Trommelfucht und Durchfall verursacht. Die Ziegen sollen möglichst viel im Freien sein, ebenso die Ziegenkämmer. Reinlichkeit und Hauptsteg ist bei ihnen das halbe Leben.